

Dieter Miosge

Aus der Bilderkiste der Philosophie. Drei Dimensionen des geistigen Bewusstseins

Der Weg und das Haus – Odos und oikos - sind seit den frühen Griechen beliebte und viel verwendete Bilder für ein menschengemäßes Philosophieren. Das Bild des Weges wird in diesem Beitrag öfter vorkommen als Strasse, Strecke, aber auch Weglosigkeit, womit die Griechen einen Zustand des Denkens bezeichnet haben, das in eine Sackgasse geraten war: aporia.

Das Bild des Hauses kommt mittelbar im Titel vor. Denn dieses Gedankending (Bilderkiste) befindet sich halt zu Hause. Wenn ich Ihnen daraus einige Geschichten erzähle, lasse ich Sie teilhaben an einem Privatvergnügen, aber es ist natürlich weit mehr als ein solches. Das tiefsinnigste Zusammendenken von Weg und Haus, so tiefsinnig wie ein Fragment des Heraklit, stammt von Meister Eckehard, dem thüringischen Mystiker, dem ein Lebemeister mehr war als tausend Lesemeister. Er wurde gefragt: „Meister, warum gehet Ihr aus“ und er antwortete: „Um heimzufinden“. Im Kontrast zu Weg und Haus zwei Bilder vom Fliegen: Hören Sie zunächst die Kritik Kants an seinem grossen Vorgänger Plato:

Die leichte Taube, indem sie im freien Flug die Luft teilt, deren Widerstand sie fühlt, könnte die Vorstellung fassen, dass es ihr im luftleeren Raum viel besser gelingen werde. Ebenso verliess Plato die Sinnenwelt, weil sie dem Verstand so enge Schranken setzt, und wagte sich jenseits derselben auf den Flügeln der Ideen in den leeren Raum des reinen Verstandes. Er bemerkte nicht, dass er durch seine Bemühungen keinen Weg gewönne, denn er hatte keinen Widerhalt, gleichsam zur Unterlage, worauf er sich steifen und woran er seine Kräfte anwenden konnte, um den Verstand von der Stelle zu bringen.

Und nun Hegels Bild vom Zuspätkommen der Philosophie: Die Eule der Minerva beginnt erst bei einbrechender Dämmerung ihren Flug, erst wenn eine Gestalt des Lebens alt geworden ist; dann kann man sie nicht mehr verjüngen, sondern nur noch ihr Grau in Grau nachzeichnen.

So eindrucksvoll dieses Bild ist, wir können es hier nicht gebrauchen. Die Eule ist der Vogel der Weisheit. Schon deshalb muss ich dieses Bild sogleich wieder zurückziehen. Denn Weisheit kann ich Ihnen nicht bieten. Vielmehr will ich den Satz Nietzsches „Ihr steifen Weisen, mir ward alles Spiel“ umformulieren und als Motto für diese Stunde sagen: „Steife Weisheit möge hier aus dem Spiel bleiben.“ Ausserdem ist mir lieber als die Abenddämmerung die Morgendämmerung, die Frühe der griechischen Philosophie, zu der sich Nietzsche so hingezogen fühlte, sicherlich schon in Schulpforta, als er die archaischen Philosophen wiederentdeckte, Heraklit und Parmenides und die anderen. Archaisch ist ja nicht mit altertümlich zu übersetzen, sondern mit jugendlich, ursprungshaft. Arche ist der Ursprungsgrund, und Grund ganz bildhaft verstanden als der Boden, die Unterlage, die Plato nach Kants Kritik verlassen hatte. Kehren wir nach diesem Ausflug in die Fliegerei zurück zum Weg auf dem Erdboden, zum odos, aber zunächst zum meth-odos, zur Methode, d.h. zum Weg hin zur Sache.

Dazu erzähle ich Ihnen meine erste Geschichte. Sie stammt aus dem Don Quijote des Cervantes, 2. Teil, Kap. 51 und ist dem sophistischen Krokodilschluss nachgebildet:

Sancho Pansa, der bauernschlaue Schildknappe des Don Quijote, ein Analphabet, der die Phantasmagorien seines Herrn durchschaute, war Statthalter der Insel Garatisia geworden. Besucher kamen auf die Insel über eine Brücke, an deren Ende ein Galgen stand. Sie mussten die Wahrheit sagen, was sie auf der Insel wollen. Sagten sie die Unwahrheit, wurden sie an dem Galgen aufgehängt. Nun kam einer, der sagte: „Ich komme auf die Insel, um an dem Galgen zu sterben.“ Da waren die Richter im Hause neben dem Galgen ratlos. Sagte er die Wahrheit, musste man ihn laufen lassen, liess man ihn laufen, dann hatte er die Unwahrheit gesagt und musste gehängt werden. Sancho Pansa musste entscheiden. Der sagte: „ In einem so verwickelten Fall muss man Milde walten lassen, also lasst ihn laufen.“

Hegel kritisierte, Sancho Pansa habe sich nicht den Kopf zerbrochen. Aber da hatte es sich Hegel zu einfach gemacht und seinen Studenten die Sache nur unvollständig erzählt. Sancho Pansa, der nicht lesen und nicht schreiben konnte, ging nämlich durchaus methodisch vor. Er erwog in sophistischer Zuspitzung, die wahrsprechende Hälfte des Inselbesuchers laufen zu lassen und die falschsprechende zu hängen. Auf den Einwand, dann müsse der Besucher durch Zweiteilung getötet werden, entschied er zugunsten von dessen Leben. Denn wenn sich die widerstreitenden Gründe die Waage hielten, sei es löblicher, Gutes zu tun als Böses und sich der Barmherzigkeit zuzuwenden. So habe es ihm sein Herr Don Quijote mitgegeben.

Was Sancho Pansa damit vollzogen hat, ist der Überschritt aus dem Felde logischer, hier besser pseudologischer, in die Sackgasse geratener Operationen hin zur juristischen Handlungsanweisung einer wertbezogenen, das Leben schützenden Auslegung. Überschritt heisst griechisch metabasis, die metabasis in ein anderes Feld: eis allo genos. Metabasis eis allo genos wird in der Logik negativ gebraucht: wenn unsauber argumentiert wird und man nicht bei der festgelegten Bedeutung des Begriffs bleibt. Metabasis eis allo genos lässt sich aber auch im positiven Verstande gebrauchen, wie es Sancho Pansa getan hat. Damit wird der „Überschritt“ zu einer wichtigen methodischen Kategorie der Sachgerechtigkeit im Unterschied zur unzulässigen Übertragung von Kategorien auf Bereiche, wo sie nichts zu suchen haben.

Zur unzulässigen Übertragung drei kleine Beispiele:

- Wirklich sei, was messbar ist (Max Planck) - aber geistige Wirklichkeit setzt nicht Messbarkeit voraus.
- Das Gehirn sondert Gedanken ab wie die Niere Urin (so die Vulgärmaterialisten im 19. Jahrhundert)
- und ganz allgemein in einem Bild: Wenn Wesen und Lebensweise der Fische danach beurteilt werden, wieweit sie imstande sind, auf dem Trockenen zu leben.

Mit den folgenden Geschichten 2 bis 6 will ich solche Überschritte vorführen, die methodisch drei Dimensionen des geistigen Bewusstseins in ihrer Abhebung voneinander und ihrer Verbindung miteinander zeigen.

Die zweite Geschichte ist seit den Tagen des Altertums hochberühmt und hat bis in die Gegenwart eine Flut von Literatur ausgelöst. Es ist eine von vier Aporien der Bewegung, die Zenon von Elea (ca. 490 - 430 vor Chr.) dargestellt hat. Es ist die Aporie von der Uneinholbarkeit des Langsameren, bekannt unter „Achill und die Schildkröte“:

Das Langsamste (die Schildkröte) kann auch bei nur kleinem Vorsprung vom Schnellsten (dem Achill) niemals eingeholt werden. Denn der Verfolger muss erst den Punkt erreicht haben, von dem die Schildkröte gestartet war, so dass diese immer einen gewissen, wenn auch abnehmenden Vorsprung hält. Zur Begründung des Zenon muss sein Theorem von der unendlichen Teilung hinzugenommen werden: Ehe Achill die Vorsprungsstrecke der Schildkröte durchlaufen kann, muss er die Hälfte dieser Strecke durchlaufen. Die Hälfte dieser Strecke ist aber auch zu teilen, und da des Teilens kein Ende ist, wird Achill die Grenzpunkte, die die unendliche Teilung markieren, nicht überwinden, während die langsamere Schildkröte trotz derselben Teilungen ihren schrumpfenden Vorsprung behält.

Wie setzen wir uns mit einer so törichten Auffassung auseinander, die doch jeder Erfahrung spottet?

Man kann errechnen, wann Achill die Schildkröte überholt, wenn beider Geschwindigkeiten zugrunde gelegt werden. Aber dieses Rechenexempel bleibt ausserhalb des von Zenon gestellten Problems. Dieser kümmerte sich nicht um die Zeit, die damals noch nicht genau messbar gewesen ist. Es gab nur ungenaue Wasseruhren.

Man kann nachlesen, dass das Problematische des Teilungstheorems endlich, nach etwa 2400 Jahren, durch moderne mathematische Thematisierungen des Unendlichen und durch die Mengenlehre gelöst sei. Aber durch solche Lösungen, von denen ich nichts verstehe, wird nur die Lebensfremdheit gesteigert. Wir suchen nach einer lebensnahen Lösung und fragen zunächst nach der geistigen Entstehungssituation von Zenons Gedankenexperiment. Zenon war der Schüler des Parmenides aus Elea (ca. 500 v. Chr). Dieser leugnete, dass die Bewegung etwas Wahres sei, welches erkannt und geistig erfasst werden könne. Er unterschied zwischen Sein und Schein, zwischen Wahrheit und Unwahrheit. Denken (noesis, noein) liess sich nur das Sein, das war für ihn ungeworden, unbeweglich, unvergänglich. Was diesen Eigenschaften widersprach, also z.B. die Bewegung, das Werden, war Nicht-Sein, nicht denkbar, blosser Schein.

Wie kam Parmenides zu dieser Unterscheidung von Sein und Nicht-Sein, Wahrheit und Schein, modern könnten wir sagen: Eigentlichem und Uneigentlichem. Antwort: Er nahm die Sprache, den Logos, wörtlich, wie dies archaischem Denken entsprach: IST IST, d.h. steht fest, beharrt, ist unwandelbar, wird nicht. Wieso vertraute er so sehr dem Logos? Weil der Logos gedoppelt Sprache und Ordnung des Kosmos ist, im Unterschied zu den epea, der glossa, dem Gerede der Menschen, deren trügerischer Meinung.

Zenon stellte, so können wir sagen, die Gegenprobe an: Er teilte die Strecke gedanklich in unendlich immer kleiner werdende Teile, so dass diese Teile im Unendlichen zu lauter Grenzpunkten werden. Und da sich das Denken nach der Lehre seines Meisters Parmenides auf das Sein bezieht, „denn zusammengehörig sind Denken und Sein“, muss letztlich die Strecke aus unendlich vielen Punkten zusammengesetzt sein. Darin liegt der Fehler. Punkte kann man an Etwas setzen, aber man kann ein Etwas nicht aus blossen Punkten zusammensetzen.

Aristoteles ist es gewesen, der sich in seiner Physikvorlesung mit Zenon beschäftigt und dessen Aporien widerlegt hat. Aristoteles erklärt Zenons Problemstellung für falsch. Denn eine Strecke, Erstreckungsganzheit, Ausdehnungsgrösse (megethos) besteht nur der Möglichkeit nach aus Teilen, nicht der wesenhaften Wirklichkeit nach. Deshalb wird Achill die Schildkröte einholen und überholen, wenn man ihm nur zugesteht, die endliche Strecke zu durchlaufen. Megethos ist ein interessantes Schlüsselwort: Es besteht aus mega = gross und ethos, das ursprünglich, so bei Homer, Sitz, Gesäss, Wohnstatt von Göttern und Menschen, Aufenthaltsort von Tieren meinte.

Der Eumaios, dieses Prachtexemplar eines Schweinehirten in der Odyssee, hielt seine Schweine im Ethos. Das andere Wort ist Linie (gramme), von der Aristoteles sagt, „sie habe nur in beiläufiger Weise (symbebeke) eine Unendlichkeit von Hälften, ihr Wesen und Sein ist etwas Anderes“ (Phys. VIII, 263 b, 20 f.). Mit dem Hinweis auf dieses Andere hat Aristoteles der Sache nach eine metabasis eis allo genos vollzogen, den Überschritt in eine andere Dimension, diejenige der Anschauungsganzheit. Damit sind wir bei der zweiten der drei Dimensionen des geistigen Bewusstseins. Das Wort Anschauung wird umgangssprachlich und in wissenschaftlichen Arbeiten meist im Sinne von „Auffassung“ gebraucht, z.B. die Anschauungen über die Ursachen des 30jährigen Krieges oder: die Anschauungen des Historismus. Es hat aber eine präzise philosophische Bedeutung: Anschauung, griechisch: aisthesis, ist unmittelbares und ganzheitliches = leibhaftiges Sehen und qua innere Anschauung der unmittelbare und leibhaftige Bezug in der Vorstellung.

Heidegger (1889 - 1976) hat es noch schöner gesagt: Anschauung ist das unmittelbar erfassende Haben des Seienden in seiner leibhaftigen Vorhandenheit. Die am Start stehenden 100-Meter-Läufer sehen die Strecke unmittelbar und ganz vor sich, und auch wir haben eine solche Strecke unmittelbar und als ein Ganzes im vorstellenden Bewusstsein. Die Strecke als anschauliche Ganzheit muss also schon da sein, um auf ihr Grenzen zu markieren und Punkte zu setzen, tatsächlich oder in Gedanken. Zenon dagegen blieb im rationalen Bereich wie sein Lehrer Parmenides. Rationales Denken in

abstrakten Beziehungszusammenhängen unterscheidet das Eine feststellend von Anderem mittels der Grenzsetzung und verbindet Eines mit Anderem zum Zwecke der Feststellung des Allgemeinen, Gleichförmigen und Gesetzmässigen. Das geschieht mittels Begriffen und Urteilen gemäss den Regeln der Logik. Dieses Denken hat Europa gross gemacht, ihm verdankt es Naturbeherrschung, Technik und rationale Planung. Dazu nur ein kleines juristisches Beispiel :

In einem Lebensmittelmarkt steckt ein Kunde eine Flasche Cognac in die Einkaufstasche, um sie ohne Bezahlung mitzunehmen. Er wird von der Marktleiterin dabei beobachtet und an der Kasse, wo er andere Waren bezahlt, gebeten, die Einkaufstasche zu öffnen. So kommt die Sache heraus. Diebstahl ist die Wegnahme einer fremden beweglichen Sache in rechtswidriger Zueignungsabsicht. Das ist ein Satz von lauter Begriffen. In juristischer Bearbeitung wird der geschilderte Vorgang einem Netz von Beziehungszusammenhängen und Abgrenzungen unterworfen: die Flasche Cognac wird zur Eigentumsordnung in Beziehung gesetzt und festgestellt, dass sie nicht herrenlos ist, sondern dem Kaufhaus gehört, also fremd ist. Wegnahme ist der Bruch fremden und die Begründung eigenen Gewahrsams. Gewahrsam ist die Sachherrschaft nach den Regeln des sozialen Lebens. Verliert das Kaufhaus bereits diese Sachherrschaft dadurch, dass der Kunde die Sache bei Beobachtung durch die Marktleiterin in die eigene Einkaufstasche steckt? Ist die Sache bereits weggenommen oder liegt nur ein Versuch vor? Schliesslich muss noch festgestellt werden, dass der Kunde die Sache für sich behalten wollte, also sich ohne Recht zugeeignet hat.

Dieses Denken war es, das Zenon die Strecke nur unterscheidend aus vielen Stücken bis hin zu Punkten zusammengesetzt vorstellen liess. Wir können die Aporie des Zenon als Warnbeispiel vor der Ausschliesslichkeit und dem Übermass des rationalen Denkens lesen. Unmittelbar nach der Entdeckung des rationalen Denkens die unzulässige Übertragung von Grenzsetzen und Unterscheiden in einer Weise dorthin, wo es zum Unfug wird, wo unterschieden wird um des Unterscheidens willen und nicht um der Sache willen. Wir sagen von jemandem, der mit seinem Scharfsinn die Dinge verfehlt, indem er sie zerstört oder nicht trifft, er sei ein Haarspalter, —oder, er spalte Fliegenbeine.

Damit kommen wir zur dritten Geschichte, die auf elementare Weise die Zusammengehörigkeit von Rationalität und Anschauung aufzeigt, es ist die Geschichte vom Schnee auf dem Kilimandscharo.

1848 und 49 entdeckten die schwäbischen Missionare Krapf und Rebmann die Schneeberge nördlich und südlich des Äquators in Ostafrika: Mount Kenia und Kilimandscharo. Bestiegen haben sie sie nicht. Der erste, der den Kilimandscharo bestieg, war Hans Meyer im Jahre 1889, ein Absolvent von Schulpforta, der aus der Familie der Lexikonverleger in Leipzig stammte. Der Gouverneur der Festung Mombasa hatte die Missionare vor den Bergen gewarnt. Die Eingeborenen hielten den Kilimandscharo für voll von bösen Geistern. Die Djaggas, die vom Gipfel Silber holen sollten, waren manchmal gar nicht oder mit erstarrten Gliedern vom Berg zurückgekommen. Die Suahelis wussten aber schon, dass das, was sie von oben mitbrachten, unten zu Wasser wurde. Als Krapf und Rebmann ihre Entdeckung der Schneeberge in Deutschland bekannt gaben, entbrannte im gelehrten Europa ein jahrelanger Streit. Viele glaubten nicht, dass es am heissen Äquator Schneeberge gibt, zu denen als Wortführer der englische Geograph Cooley, ein Wissenschaftler am Schreibtisch, gehörte. Erst Alexander von Humboldt gab Krapf und Rebmann im 4. Band seiner Zeitschrift <Kosmos> recht.

Diese Geschichte nenne ich ein nachkantisches Beispiel. Immanuel Kant (1724 - 1804) hat die Zusammengehörigkeit von rationalem Denken und Anschauung in Kritik an der rationalen Metaphysik begründet. In der Vorrede zur 1. Auflage seiner Kritik der reinen Vernunft von 1781 entschuldigt er sich quasi und rechtfertigt es danach, dass er von Beispielen abgesehen habe. Einige wenige hat er in der berühmten Vorrede zur 2. Auflage von 1827 nachgeliefert, die aber mein nachkantisches Beispiel nicht überflüssig machen. Denn an diesem Beispiel lässt sich besonders gut sein berühmter Satz verdeutlichen:

„Begriffe ohne Anschauung sind leer, Anschauungen ohne Begriffe sind blind.“ „Durch Denken wird nichts angeschaut, durch Anschauung nichts gedacht. Erst beide zusammen geben Erkenntnis.“

Die Eingeborenen, Djaggas und Suahelis, haben die Schneeberge gesehen, aber sie konnten gedanklich nicht bestimmen, was Schnee ist und dass es Schnee ist. Die sesshaften Europäer hatten keine Anschauung von den Schneebergen und kamen nicht auf den Gedanken, dass es auch am heißen Äquator in der Höhe von 5000 Metern Schnee geben könne. Krapf und Rebmann wussten, was Schnee ist und sie sahen ihn auf den Bergen nördlich und südlich des Äquators. Begriff und Anschauung trafen bei ihnen zusammen.

Was aber, wenn die Anschauung, d.h. der anzuschauende Gegenstand nicht so unmittelbar gegeben ist wie für die beiden Missionare? Dann muss man eben, wie ich es nenne, zu Strategien der Sichtbarmachung greifen oder das Anwesende dort aufsuchen, wo es ist. Für das Aufsuchen des Anwesenden ist die Geschichte vom Schnee auf dem Kilimandscharo ein Beispiel. Mein nachkantisches Paradebeispiel für eine Strategie der Sichtbarmachung ist die am 24.3.1882 bekannt gegebene Entdeckung der Tuberkelbazillen durch Robert Koch.

Dieser hatte die Vermutung, dass Tuberkulose durch winzig kleine, nur unter dem Mikroskop sichtbare Tierchen verursacht werde. Durch Färbung gelang die Sichtbarmachung bestimmter krumm gewundener Würmchen, 5/100 eines mm lang, im Blut von tuberkulösen Rindern, die in gesundem Blut nicht zu finden waren.

Es gibt aber eine Entsprechung der Anschauung, die Einbildungskraft. Sie ist das Vermögen, sich einen Gegenstand auch ohne dessen Gegenwart anschaulich vorzustellen. Sie ist innere Anschauung in Erinnerung an Angeschautes, (wie die Strecke des 100-Meter-Laufes) und als produktive Einbildungskraft innere Anschauung ohne Erinnerung an Angeschautes. Sie kann sich auf Gegenstände beziehen, die es gibt, die man aber noch nicht gesehen hat oder auf Gegenstände, die nur in der produktiven Einbildung bestehen, wie z.B. Kentauren. Kant, der ja bekanntlich nur einmal einige Meilen aus Königsberg herausgekommen ist, verfügte über produktive Einbildungskraft in hohem Masse. So beschrieb er einmal die Westminsterbrücke so genau und deutlich, dass ein anwesender Engländer fragte, wieviel Jahre Kant in London gelebt und ob er sich besonders mit Architektur beschäftigt habe.

Die innere Anschauung kann sich aber auch auf Vorgänge beziehen, z.B. auf das Ausdenken von Versuchsanordnungen zur experimentellen Erprobung von Hypothesen, wie Galileis schiefe Ebene als Strategie der Verlangsamung der Bewegung von Kugeln zur Erforschung der Fallgesetze. Die vierte Geschichte ist ein weiteres nachkantisches Beispiel zu einem Aufsatz von Kant aus dem Jahre 1768: „Von dem ersten Grunde des Unterschiedes der Gegenden im Raum“:

Der Betrunkene und die Litfaßsäule Ein Zecher wankt nächtens nach Hause und glaubt sich plötzlich an einer Mauer abstützen zu können. In Wahrheit ist die vermeintliche Mauer eine Litfaßsäule. Nachdem er mehrmals um diese herumgetastet ist, bricht er in den Schreckensruf aus: „Wer hat mich hier eingesperrt!“

Für Leibniz war der Raum kein leerer Behälter wie für Newton, sondern die Beziehung aller Orte und Stellen von Dingen zu anderen Orten und Stellen, ein rationales Relationsgefüge des Zugleichseins. Kant dagegen erklärt, dass der Raum nicht durch Relationen erfasst werden könne, sondern angeschaut werden müsse. Nur so könne rechts und links, oben und unten deutlich gemacht werden. Dieses Anschauungsvermögen ist unserem Zecher in alkoholisiertem Kopf und bei Dunkelheit

abhanden gekommen. Sein punktuell Entlangtasten entspricht Leibnizens Relation der Örter. So verwechselt der Zecher Rundung und Höhlung.

In der fünften Geschichte, die von den Werbemethoden der vier Frisöre in derselben Strasse handelt, vollzieht sich der Überschnitt in eine dritte Sphäre des geistigen Bewusstseins, die individuelle Sphäre. In einer Strasse im Westen Berlins, nehmen wir an im damaligen Neubaugebiet in der Nähe des Kurfürstendamms, lassen sich nacheinander vier Frisöre nieder. Der erste hängt ein Schild vor seinen Laden: „Der beste Frisör Berlins“. Der zweite: „Der beste Frisör Deutschlands“. Der dritte: „Der beste Frisör Europas“. Nun kommt ein kleiner Schwabe, der lässt sich von den Dreien nicht einschüchtern. Sein Werbeschild lautet: „Hier bedient Sie der beste Frisör in dieser Strasse“. Der Schwabe hat seine Konkurrenten mit einem anderen Mittel übertroffen. Er hat sich nicht auf einen Reklamewettbewerb mit den quantitativen Mitteln der Besten in Berlin. Deutschland und Europa eingelassen, die mit ihrer vergleichenden Unterscheidung dem rationalen Bereich angehören. Die Konkurrenten haben ihre prahlerischen Werbeschilder in derselben Strasse angebracht, die es nur einmal auf der Welt gibt. Das hat sich unser Schwabe zunutze gemacht. Er hat damit, ohne es zu wissen, etwas geleistet, das dem Überschnitt des Aristoteles aus der rationalen Sphäre in die ästhetisch-anschauliche Sphäre ebenbürtig ist. Er hat den Überschnitt aus der rational-quantitativen in die konkret-individuelle Sphäre vollzogen. Das Individuelle ist nicht bloss das Einzelne im Unterschied zum Vielen, sondern das Einzige, Eigentümliche. Aristoteles war ein solcher Überschnitt noch nicht möglich, denn den Griechen war das Individuelle nur etwas Nebensächliches, sie hatten dafür kein Wort. Idion war das Besondere im Unterschied zum Gemeinsamen, koinon; Idiot der Sonderling. Tode ti und kat hekaston war das, was den Einzelfall betrifft und synholon das Konkrete, das aus geprägter Form (eidos) und Materie zusammengewachsene. Die geprägte Form, das eidos betraf das Gattungsmässige, z.B. die Menschengattung. Für die Unterschiede der Menschen untereinander kam nach griechischer Auffassung die Materie auf, sie war, wie man später sagte, das principium individuationis. Das führte zu dem grotesken Ergebnis, dass Sokrates, dieser durch Geistesart und Lebensschicksal einzigartige Grieche, sich nach aristotelischer Auffassung von anderen, etwa von dem Kallias, nur durch „anderes Fleisch und andere Knochen“ unterschied.

Das Prinzip der Individualität und damit der individuellen Freiheit ist durch Jesus Christus in die Weltgeschichte gekommen. Es ist der Gedanke der Gotteskindschaft. So wie Jesus Christus Gottes Sohn ist, ist jeder Mensch ein Kind Gottes, dem Einzigkeit in dieser Abkunft zukommt. So etwas kannten die Griechen nicht. Dort galt der Wettkampf, das Agonale, das quantifizierende Sich-Messen und das Bemühen, der Beste zu sein. Nach dem Ereignis Christi dauerte es noch mehr als tausend Jahre, bis der Gedanke der Individualität in der Geistesgeschichte begrifflich als wesensmässig verankert wurde. Es war der schottische Franziskanermönch Duns Scotus (1265 - 1308), der 1308 aus Oxford nach Köln kam, aber noch im selben Jahr starb und dort in der Minoritenkirche begraben liegt. Er bildete im Unterschied zur Washeit (quidditas) den Begriff haecceitas = Diesesheit, die das Individuelle als jeweils Einziges, Einmaliges ausdrückt. Alles, was real existiert, ist individuell, und seien es zwei Äpfel am selben Baum, die nicht denselben Hinblick zum Himmel (aspectum ad coelum) haben. Diese christliche Herkunft des Individuellen, dass jegliches unmittelbar im Verhältnis zu seinem Schöpfer zu sehen ist, beschränkt das Individuelle aber nicht auf das Gebiet der Religion. Alles und jedes kann als individuell angesehen werden. Denken Sie an die DNA, den genetischen Fingerabdruck. Dieses Ansehen ist eine Leistung des geistigen Bewusstseins.

Dazu die sechste Geschichte von der Rose in „Der kleine Prinz“ von Antoine de Saint-Exupery von 1943. Der kleine Prinz lebte auf einem kleinen Planeten im Weltall, worauf zwei tätige und ein erloschener Vulkan, den er als Schemel benutzte. Er hatte eine Rose und ein Schaf. Die Rose hatte ihm gesagt, sie sei einzig in ihrer Art auf der Welt. Auf seiner Reise durch das Weltall besuchte er sechs Planeten und als siebenten die Erde. Dort kam er an einem riesigen Rosengarten vorbei mit 5000 Rosen, die alle so

aussahen wie seine. Der kleine Prinz wurde traurig : „Ich glaubte, ich sei reich durch eine einzigartige Blume und besitze doch nur eine gewöhnliche Rose.“ Dann begegnete er einem Fuchs, der weihte ihn in eine in Vergessenheit geratene Sache ein: Was man sich vertraut macht (apprivoise = zähmt), das bedeutet: creer des liens, ist unique au monde. Der kleine Prinz beginnt zu verstehen: „Es gibt eine Blume, sie ist für mich doch einzig auf der Welt“. Und der Fuchs sagt: „Du bist für das verantwortlich, was du dir vertraut gemacht hast, du bist verantwortlich für deine Rose.“

Die geistige Leistung, von der ich sprach, die darin besteht, das Individuelle zu erfassen, sieht Saint-Exuperie im creer des liens, im Herstellen von Banden des Herzens. Es liegt nahe, noch eine aktuelle Anmerkung zur Individualität des Menschen anzufügen. Viele moderne Eltern sehen als Erziehungsziel in Schule und Elternhaus die Förderung der Individualität ihrer Kinder und wehren sich gegen Forderungen an die Kinder, die angeblich Eingriffe in deren Individualität seien. So wollen auch viele Jugendliche ihre Individualität leben, bevor sie diese erworben haben. Eine solche Einstellung äussert sich oft in der Betätigung von Unarten. Demgegenüber ist es ein positives Zeichen, wenn neuerdings wieder die Einsicht Raum gewinnt, dass Erziehung auf Fördern und Fordern ausgerichtet sein muss. Denn der Mensch in seiner angelegten Individualität muss sich erst zu dem machen, was er ist und was er sein kann. Wer dagegen nur seine Individualität behüten und bewahren will, ist, mit Goethe gesagt, ein Narr auf eigene Hand. Die wahre Bewährung der Individualität erweist sich in der Auseinandersetzung mit Nicht-Eigenem, mit von Aussen kommenden Forderungen, weil der Mensch nicht so leben kann und soll, als sei er allein auf der Welt.

Ich komme zum Schluss. Mit dem doppelten Überschritt vom Rationalen in die anschauliche Dimension = die ästhetische Sphäre und vom Rationalen in die individuelle Sphäre haben wir ein Modell des geistigen Bewusstseins, das die Begegnung des Menschen mit den Menschen und der Welt zu leisten hat. Wo die Grenzen dieses Modells liegen und ob es unvollständig ist, braucht uns hier nicht zu beschäftigen. Wichtig ist zunächst zweierlei im geistigen Bewusstsein, ein Bewusstsein vom Rationalen, vom Ästhetischen und vom Individuellen zu erwerben und vorrätig zu haben, mit diesem Bewusstsein beweglich umzugehen und zu wissen oder im Gefühl zu haben, wie die drei Momente, ob überhaupt alle drei oder in welcher Proportion einzusetzen sind. Das hängt vom Erfordernis der Sache und der Art der Darstellung, aber auch von der Individualität des Einzelnen ab. Grob gesagt: In der Wissenschaft dominiert das Rationale, in der bildenden Kunst das Ästhetische, aber auch das Individuelle, in Literatur und Geschichtsschreibung, zumal in Biografien kommt das Individuelle zur Geltung.

Das war ein kleiner Einblick in Bestandsstücke der griechisch-europäischen Philosophie, von etwas, was zum Bestand dieser Geschichte gehört und heute noch Bestand hat. Dass von so viel Altem die Rede war, obwohl uns die Gegenwart auf den Nägeln brennt, kann ich nur rechtfertigen, indem ich Ihnen noch die Argelander-Anekdote erzähle:

Wilhelm I., schon ehe er deutscher Kaiser wurde, hatte die Angewohnheit, bedeutende Leute, die ihm vorgestellt wurden, mit der Frage zu überfallen, was es in ihrem Fachgebiet Neues gebe. Nach einer Rheinfahrt von Koblenz nach Bonn besuchte er die dortige Sternwarte, deren Direktor der Astronom Argelander war. Er begrüßte diesen mit den Worten: „Nun, lieber Argelander, was gibt es Neues am gestirnten Himmel?“ Argelander erwiderte ungerührt: „Kennen Königliche Hoheit schon das Alte?“

Anmerkung der Redaktion:

Der Verfasser dieses Beitrags war Vorsitzender Richter am Oberlandesgericht. Seine philosophischen Lehrer waren die Professoren Hermann Wein (1912-1981) und Helmuth Plessner (1892-1985) in Göttingen sowie Hermann Glockner (1896-1979) in Braunschweig.